halbrunde Grabplatten mit einfacher, ungeschlichter Antiquaschrift. Das Kreuz kommt in Soburg seit dem Jahre 1581 auf. Eine ganze Geschichte erzählt ein am Chor der Kirche aufgestellter Stein im Renaissancestil: „Ano 1632 de 13 february ist der erber und frommer jörgen kramerburger zu westhoven welcher sein gewerb in engelandt seland und der gleiche länder gehebt salich in got entschlaffen deisen leib allhie ruhet die seele aber bey got." Viele der alten Schläfer haben sich, wie auch anderwärts, selbst noch bei ihren Lebzeiten ein Denkmal setzen lassen, man fand durchaus nichts darin, aber die „trouernden Hinterbliebenen" haben es unterlassen, den Wunsch der Verstorbenen zu erfüllen und den Sterbetag einhauen zu lassen. Derartige Denkmäler werden vielfach in der Umgebung von Horen gefunden; es sei nur an den alten Friedhof in Dahl erinnert.

In der Kirche wäre endlich noch der neue Taufstein mit gefälligen Formen aus heimischem Gestein zu erwähnen. Dazu gehören drei buntfarbige Fenster, die das Sakrament der Taufe verherrlichen, die die Kindertaufe in der Kirche mit Luther als Täufer, die Jesustaufe im Jordan und die Taufe Widukinds am nahen Petersbrunnen, letztere eine Nachbildung des bekannten Bildes von Karl Thumann. Man kann über derartige „Geschichtsfälschung" zweierlei Meinung haben, aber Pastor Stein hat wohl recht, wenn er sagt: Gegenüber der Legende ist die Historie in ihrer schlichten Wahrheit zumeist nüchtern und poesielos. So wissen wir ja, daß Widukind hier nicht getauft wurde. Mögen aber auch vom Rosenstrauche frommer Legenden Blümlein und Blättlein unter dem harschen Hauch gestrenger wissenschaftlicher Forschung zu Boden fallen; wir müssen und wollen stets der Wirklichkeit gerecht werden und der Wahrheit die Ehre geben. Zieht sich durch alte Legenden ein roter Faden erbaulicher Gedanken, so bleiben sie für unseren heimatlichen Sagenschatz, für die Märchenwelt, für Herz und Gemüt dennoch bedeutungsvoll und unverloren.

Märkische Pfarrerschicksale in alter Zeit.

II.

7. Strauß, der derb volkstümliche Kanzelredner.

Nicht so zart besaitet, wenn auch ähnlich aufrichtig, waren die Beziehungen des Pfarrers Johann Abraham Strauß zu seiner Iserlohner Gemeinde. Dieser war ein Elberfelder Kind und 1754 geboren. 1782 trat er sein Pfarramt in Iserlohn an und verwaltete es bis 1832. Mit der Zeit lebte er in seiner Gemeinde wie ein Vater in einer großen Familie. Seine Predigten waren stets eigenartig, praktisch und eingreifend, so daß sein Auftreten an Ehrn Jobst Sackmann, den naturwüchsigen Kanzelredner in Limmer bei Hannover (um 1700), erinnerte. Wie dieser, gebrauchte auch Strauß in der Kirche derb volkstümlich die plattdeutsche Sprache. Noch lange nach seinem Tode wurde in Iserlohn von ihm als von einem Original erzählt. Als er einst am Morgen eines Sonntags die Beichte vorbereitet hatte und nun zum Empfange der Absolution sprechen wollte, kündigte er letztere mit den Worten an: „Euch, denen die Sünden leid sind, die bei Christo Gnade suchen und sich bekehren wollen, sage ich, daß euch die Sünden vergeben sind. Euch andern sage ich es nicht. Denn was kann es heisen, wenn man einem toten Schafe eine Handvoll Heu vor das Maul hält? Es frißt es doch nicht. Amen!"

Als er einmal über die Speisung der Fünftausend predigte, sagte er: „Andreas hat gefehlet, Philippus schlecht gezählet; sie rechnen wie ein Kind. Mein Jesus kann addieren, er kann multiplizieren, und wenn es lauter Nullen sind." — In früherer Zeit pflegte er, wenn er ein unkeusches Brautpaar proklamierte, zu sagen: „Es tritt jetzt ein Paar aus dem H—stand in den Ehestand!" Ankündigungen von der Kanzel in dieser Form wurden ihm jedoch untersagt. Als er einst auf der Kanzel das Vaterunser betete und bis zur Bitte „Vergib uns unsere Schuld" gekommen war, hielt er plötzlich inne und sagte: „Lieber Gott, tue es nicht, wir tun es auch nicht!"

Strauß starb 1836 im Alter von 81 Jahren. Seine guten Eigenschaften, insbesondere auch seine Kanzelrednergabe, gingen auf seinen Sohn Gerhard Friedrich Abraham Strauß über. Dieser wurde 1822 Oberhof- und Domprediger in Berlin. „Aus dem Strauß ist ein Dompfaff geworden!" soll da der geistreiche Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., ausgerufen haben.

8. Ein Judenverfolger.

Ein „Antisemit" nach heutigem Sprachgebrauch war um 1700 Pfarrer Volk in Hörde. Er eiferte dagegen, daß die Christen den Juden an ihrem Sabbat kleine Dienste und Handreichungen leisteten, ihnen die Lichter putzten, die Kochtöpfe an- und absetzten, das Feuer schürten und ähnliches. Volk schloß alle Gemeindeglieder, die den Juden sich am Sabbat im Haushalt gefällig zeigten, vom heiligen Abendmahl aus. Wer den Feinden des Christentums diene, dürfe der christlichen Gnadenmittel nicht teilhaftig sein. Um Rückendeckung zu haben, wandte Volk sich an den Superintendenten D. Joch in Dortmund. Er fragte ihn, ob ein Christ es vor Gott verantworten könne, daß er sich von den Juden zu solchen Diensten gebrauchen lasse, und ob ein Prediger mit gutem Gewissen dazu schweigen dürfe. Joch verneinte beide Fragen, stellte sich also auf den Standpunkt Volks. Er erklärte die Sabbatbedienung der Juden durch Christen für unrecht und sündhaft: der Prediger dürfe dazu keinesfalls schweigen. Wenn seine Ermahnungen erfolglos blieben, müßte er die Hilfe des Konsistoriums oder des Landesherrn anrufen. Volk suchte darauf die Entscheidung der zuständigen Regierung in Cleve nach. Diese ließ durch den Richter Rademacher in Hörde den Christen die Ausübung und zugleich den Juden die Annahme solcher Helferdienste verbieten.

Da Volk bald darauf (1718) starb, war diese kleine Judenverfolgung nicht von langer Dauer. Sie ist beschrieben in einem Druckheft Volks: „Verlauf der jüdischen Händel. Dortmund 1711."

Zu einem tragikomischen Auftritt wurde die Bestrafung eines Judenmörders in Hohenlimburg zur Zeit des Pfarrers Evh und des bekannten Elsener Pfarrers J. F. Möller. Es war ums Jahr 1800 während des damals in der Mark und ihrer Nachbarschaft herrschenden Räuberunwesens in Hohenlimburg ein jüdischer Handelsmann beraubt und ermordet worden. Der Täter — er soll Jürgens geheißen haben — wurde von dem hochnotpeinlichen Gericht des Grafen zum Tode durch den Galgen verurteilt. Der Landesherr begnadigte jedoch den Mörder zu lebenslänglichem Gefängnis. Aber auf die Einkerkerung war man in dem kleinen Lande Limburg nicht eingerichtet. Deshalb beschloß man, den Verbrecher in dem benachbarten Preußen in Kost und Gewahrsam zu geben. Die preußische Regierung willigte ein, verlangte aber Verpflegungs- und Bewachungskosten. Die geforderte Summe belastete jedoch die Staatsrechnung von Limburg sehr stark und mußte sie in arges Schwanken bringen. Deshalb fand man es dann doch dem Staatsinteresse dienlicher, den Schächer aufzuknüpfen. Dieser Akt des kleinstaatlichen Gerichtswesens gestaltete sich zu einem Volksfeste. Ungezählte Neugierige strömten zu Fuß, zu Roß und Wagen nach Reh, um Zeuge des Schauspiels zu sein. Marktbuden wurden aufgeschlagen, und ein wahrer Kirmestrubel entstand beim Galgen. (Esser, Hohenlimburg, S. 396.)

9. Literarische Heiratsvorschläge.

Einen ungetrübt komischen Erfolg hatte das schriftstellerische Auftreten des Pfarrers Johann Adam Böking an der Mariengemeinde in Dortmund. Er veröffentlichte 1741 eine kleine Schrift über die „Vorteile eines Frauenzimmers, das einen Prediger heiratet". Das Thema lag damals sozusagen in der Luft; denn schon 1721 war der Schwelmer Pfarrer Karthaus mit einem Büchlein „Christliche Heiratsvorschläge" hervorgetreten. Bökings Veröffentlichung gab den Anstoß zu einem heftigen Flugschriftenkriege in unserer Heimat. Zunächst erschien der Erbsasse Brödelmann mit einer Gegenschrift auf dem Plan: „Die Vorteile eines Frauenzimmers, das einen Rechtsgelehrten heiratet." Hiergegen wandte sich Diedrich Wilhelm Schulze, Pastor der Reinoldi- und später der Petrikirche in Dortmund, mit einer Kritik. Bröckelmann blieb die Antwort nicht schuldig, und auch Böking verteidigte sich wiederholt. Die Auseinandersetzung zwischen diesen Gegnern wurde immer leidenschaftlicher. Endlich übertrumpfte ein Ungenannter aus Unna die Streitenden und brachte sie zum Schweigen mit einer vielbelachten Travestie: „Ueber die Vorteile eines Frauenzimmers, das einen Torschreiber heiratet."

(Schluß folgt.)

Geschichten vam Pastor te Hülsche.

Gesammelt und niedergeschrieben um 1880.
Aus dem Archiv der Burg Altena.

Dat Spinnrad.

Vam Pastor te Hülsche weert ut oller Tied allerlei vertallt. Hä was vamme Spinnradsmäker en Suohn und makere nänenbie och Spinnraer, jeden Dag äint. Wann nu sesse imme Schoppen binäin stönnen, dann wußte hä, dat de Wiädre rümme was. Dä Lü wußten dat och, un en paar Raohbers Jungens makeren sech es den Jux un stüölen lämme en Rad un stopperen et futt. Dä Pastor miärkere dat nit, un at hai am Sosta-Aowen män sief Raer tallte, gaffte hä sech am annern Muorgen frisk ant't Dräggen.. Dao schläugen op äinmaol de Klocken an. „Bat es dat?" freig de Pastor un lühuorkere. „Briännt et bo?" un dräggere futt. Dao saog hä düör't Fensterken Lüter Kiärke gaohn. Nu wußte hai, buviel Uhr et was. Te glieker Tied kam de Köster lopen un reip: „Herr Pastor, Herr Pastor, bao sind Jî" — „Kobes, iech kuome!" — Jm Wupp räit hä dat Schootfell af, leip in't Hus, smeet sech in den swarten Rock un quam glücklech in der Giermammer (Sakristei) an, at de leste Biärs te Enge genk. Käin Mensche miärkere wat. Et weert noch derbie vertallt hä härr noch nli so ne stäärege Priärge daohn, as an diäm Sunndage. — Am Aowene woer dat verstoppere Rad wier in de Wiärkstie esmuggelt, un at hai am andern Muorgen sine Raer wier naotallte, wären et richtig sesse. Dao reip hä ärgerlech ut: Bu was et müögleck, dat iech mech so arg vertellen konn!

Wer waren die Zween?

Ne Hülscher Frau harr sech öörder den Kalwerhandel ame Sünda-Muorgen etwas verlatet. At sä in der Kiärke trat, där de Pastoer, dä grade van den Jüngern van Emmaus priärgere, de Fraoge: „Und wer waren die Zween?" — De Frau meinere, dat gänge sei an un reip: „Oh, nien twee Kalwerschlächter van Lünschet!"

„Hä schütt!"

Diäm Pastor te Hülsche was es de Appelhuof arg bestuollen woeren. Hai brachte den Fall op de Kanzel un traosere ne met harren Waoren. Op äinmaol tog hä ne Pistolle ut me Rocke un reip: „Ich kenne den Dieb! Ich sehe ihn vor mir! Ich schnalle!" Dao senk Schmies Greitken am te schreien: „Hiärmen, lop! Hä schütt, huol mech der Dövel!" Un Hiärmen barst der Düör erut.

„Lüeg, Düwel, lüeg!"

At dä Hülscher Pastoer ens van diän fief Giärstenbroen un tween Fischen priärgere, dai fiefdusend Mann esiärget harrn, reip de dulle Kasper vam Mummeshuolle: „Lüeg, Düwel, lüeg!" — Nao der Priärge namm iächne de Pastor gehörig in der Biechte un saggte: „Kasper, sowat dauh mi nümmermähr wier!" — „Du lüeges owwer och, as wann de gläunege Düwel in di stiächen härr!" — „Ne, Kasper, du hiäs dat nit te rechte begrieppen: Dä Broe wären so grot asse Hüser un dä Fische asse Kiärkentoren!" — „Dat häß du dummer Düwel derbie siän sollt, dann härr men't och göwen konnt!" meinere Kasper.

Westfälischer Humor.

Schulze Wurzelkamp hat einen Nachbar, dessen Sohn Karl schon eine Reihe von Jahren ohne jeglichen Erfolg studiert. „Du studeerst mi noch vam Huowe herunner!" hatte der unglückliche Nachbar häufig zu seinem Sprößling gesagt. Endlich machte er der Qual ein Ende, verfaßte seinem Sohn das zum Studium notwendige Geld und setzte es durch, daß dieser sich auf der väterlichen Scholle beschäftigen mußte. — Schulze Wurzelkamp trifft den Nachbar nebst seinem Sohne eines Tages auf dem Felde arbeitend an. „Na", meint er, „wat es dann nu los? Hiät Kaal dat Studeern obgiewen? Dat es doch egentlich schade, wil dat hä doch sieker all en netten Hopen gekosset hiät." „Gewiß, Nower, vettig (40) Keih hew eck ganz sieker drangelagt! Un wat hew eck dofüor wieergekrigen? . . ." Auf seinen in einiger Entfernung am Pflug beschäftigten Sohn zeigend, gibt der Nachbar selbst die Antwort: „Diän Ossen do!" J. B.

*

Schulze Wurzelkamp ist ein aufgeklärter Mann und lacht über den im Dorfe vielfach besonders auf medizinischem Gebiete noch vorhandenen Aberglauben. Eines Tages besucht er einen recht abergläubisch veranlagten Nachbarn, der von einem langwierigen Kopfleiden geplagt wird. „Hiäst du denn ok all en Dokter kummen loten?" fragt er teilnahmsvoll. „Ower gewiß! Ower dä Dokters, dä verstot nix! Eck make muornfröh es, wat mi Nowers Henrich gevohn hiät!" „Wat es dat denn?" fragt der Schulze interessiert. „Eck legge mi muornfröh tüschen acht un niegen Uhr en halwet Pund gekuoket Suerkrut op'n Kopp! Dat helpet!" Nun erwachte im Schulzen der Schalk, und er sagte: „Dat Suerkrut allene batt bloß tau Hälfte, Du maußt noch en halwet Pund gebrohne Mettwuorst dobilegen, wenn't richtig helpen sall!" J. B.

*

Es ist eine erweiterte Vorstandssitzung im Schützenverein. Die Sitzungen dieses Vereins genießen das Ansehen, daß sie meistens einen feuchtfröhlichen Verlauf nehmen. Nachdem 12 Schützen bereits anwesend sind, kommt noch das als tüchtiger Zecher bekannte Vereinsmitglied Fritz Kalweroge als dreizehnter hinzu. „Na", meinte ein Aengstlicher, „dat sall mi wünnern, ow dat ken Unglück giet, wenn fi hie tau drüttiene stiett?!" „Ach wat", sagt Schulze Wurzelkamp darauf, „dine Riäkning stemmet nit: Fritz Kalweroge drinket jo füör twee!" J. B.

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag: Gustav Buß in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 3 — März — 1932

Osterfeuer in Westfalen.

Von Karl Lamprecht.

Auf Bergen und Hügeln und in der Ebene flammen Jahr für Jahr die Osterfeuer auf, in denen symbolisch der Winter verbrannt wird. Was bei uns in Westfalen sich dabei abspielt ist einst ein allgemeiner Brauch gewesen. Ueberall hat man in alter Zeit ein ohrenbetäubendes Getöse verursacht, haben später die Böller und Pistolen geknallt, um die den Menschen feindlichen Spukgestalten abzuwehren, altüberall hat „des Flammenstoßes Geleucht" Schutz und Schirm gegen Kobolde und Unholde verliehen, mußte der blinkende Stahl dem harten Stein Funken entlocken, die den aufgeschichteten Holzstoß in Flammen setzten. Und wenn sie emporloderten, mußte man genau achtgeben. Soweit der Rauch zog, war man vor Schaden sicher. Um aber auch andere Feuer zu schützen und sie fruchtbar zu machen, lief man mit Feuerbränden, die mit der Hand geschwungen wurden, über diese; man zündete auch das erloschene Herdfeuer damit an, das man nur einmal im Jahre, am Karfreitage, ausgehen ließ, und es durch einen Feuerbrand vom Osterfeuer oder von einem auf dem Kirchhofe angezündeten geweihten Feuer neu entfachte. Die Osterflammen, die von den Höhen zu uns niedergrüßen, sind dem Hochbetagten ein sicheres Zeichen seiner Lebensdauer. Soviel er Osterfeuer zählen kann, soviel Jahre wird er noch leben. Dort oben aber umtanzt die frohe Jugend singend und jauchzend den hochaufsodernden Flammenstoß, und die Klänge einer Ziehharmonika schweben wie eine Geistermusik hernieder auf Haus und Hof, seltsame Empfindungen im Herzen wachrufend.

Die Feier bei dem Osterfeuer ist örtlich verschieden, doch stimmt sie in ihren Grundzügen überein. In Lügde hat man den „Lauf der Räder", indem man vom ersten Osterabende Feuerräder vom Osterberge ins Tal laufen läßt. Es ist das eine Spielart der Osterfeuer, die erst im Mittelalter aufgekommen zu sein scheint. Diese Räder bestehen aus Eichenholz und sind etwa mannshoch. Der Reif des Rades besteht aus mehreren Teilen, die durch Eisenschrauben zusammengehalten werden. Im Innern des Rades sind zwei sich kreuzende Balken, die in ihrem Schnittpunkte ein etwa faustgroßes Loch haben, durch das eine etwa vier Meter lange Fichtenstange geschoben wird, um das Gleichgewicht während des Laufes aufrecht zu erhalten.

Das Innere des Rades wird durch kleine Strohbündel ausgestopft, damit ein brennendes und nicht etwa nur ein „schwarzes" Rad vom Berge herabrollt. Früher waren die Räder mit Inschriften versehen, von denen sich einige im Volksmunde erhalten haben.

Im Sauerlande trägt jeder Junge beim Osterfeuer eine Fackel, meistens ein ausgedienter Reiserbesen; denn in den Besen „wohnen die Hexen". Man nimmt auch wohl eine junge Birke dazu, die der Schmied vorher mit dem großen Schmiedehammer „weich geklopft" hat, wofür er nach altem Brauch zwei Eier erhält. Dann wird das Bäumchen im Backofen gedörrt und wohl noch mit Petroleum getränkt. Unter Böllerschüssen und Glockengeläute wird das „Poskefüer" abgebrannt, und allenthalben schallt das Freudenlied zu Tal: „Christ ist erstanden von der Marter all."

Das Abbrennen von Osterfeuern wurde vielfach untersagt, so vom Großen Kurfürsten für die Grafschaft Mark, hundert Jahre später (1722) von dem Bischofe Clemens August (1719 bis 1761) für das Münsterland und wieder hundert Jahre später von der hessen-darmstädtischen Regierung (1802 bis 1816) für das Sauerland, und das nicht nur wegen Feuersgefahr und unnötiger Stroh- und Holzverschwendung, sondern wegen der vielen Exzesse und mutwilligen Mißbräuche, der unziemlichen Ausschweifungen, die damit verbunden waren. Auch der „Lauf der Räder" in Lügde wurde von dem Bischof Wilhelm Anton, Freiherr von Asseburg (1762 bis 1782), untersagt (2. April 1781).

Derartige Verbote mußten vielfach wiederholt und die für Uebertretungen festgesetzten Strafen erhöht werden, aber die Macht der Gewohnheit war stärker als die strengste obrigkeitliche Verordnung. Die oben beklagten Mißbräuche grober Art dürften jetzt zur Seltenheit geworden sein. Noch immer flammen im Lande der roten Erde die Freudenfeuer zu Ehren des Auferstandenen empor. Geben wir der alten Sitte auch wieder den alten Kern und lassen wir es meithin in alle Lande erklingen: „Christ ist erstanden von der Marter all."

Feuerräder zu Ostern in Lügde.

Von Prof. G. Schumacher in Höxter.

Durch ganz Niedersachsen, von Holstein bis nach Westfalen und zur holländischen Grenze, bis zum Harz und darüber hinaus bis nach Thüringen lodern am Abend des ersten Osterfeuer auf, in denen sich die deutsche Naturfreude offenbart. Springende und Fackeln schwingende Jugend tanzt in manchen Gegenden, wie im Sollinge, um das Feuer herum; wer keine eigene Fackel hat, genießt die Osterfreude nur halb.

An anderen Orten wurden auf Anhöhen Osterräder als symbolisches Zeichen der Sonne oder in Ermangelung von Rädern leere Teertonnen angezündet und den Berg hinabgerollt. Solche Feuerräder wurden noch bis vor etwa 40 Jahren zu Nieheim und Exersen im Kreise Höxter angezündet; statt dessen brennen jetzt mächtige Holzstöße am Osterabend.

Erhalten hat sich der alte Brauch noch in Lügde bei Pyrmont, das schon zur Zeit der Einführung des Christentums genannt wird. 784 zog Karl der Große von Worms nach Sachsen und feierte Weihnachten in Lügde (Liudihi) an der Emmer (Ambra) bei der sächsischen Feste Schieder. Die alte am Südausgang der Stadt stehende Kilianskirche mit dem breiten efeuumrankten Turm stammt aus dem 12. Jahrhundert, doch muß hier schon zu Karls des Großen Zeiten oder bald nachher eine Kirche erbaut worden sein. Dafür spricht der Name des Patrons. Kilian war bis zum Jahre 836, in dem die Reliquien des heiligen Liborius nach Paderborn kamen, Patron des Bistums Paderborn. Er hatte in Würzburg gepredigt und gelitten.

Die Feier bei dem Osterfeuer ist örtlich verschieden, doch stimmt sie in ihren Grundzügen überein. In Lügde hat man den „Lauf der Räder", indem man vom ersten Osterabende Feuerräder vom Osterberge ins Tal laufen läßt. Es ist das eine Spielart der Osterfeuer, die erst im Mittelalter aufgekommen zu sein scheint. Diese Räder bestehen aus Eichenholz und sind etwa mannshoch. Der Reif des Rades besteht aus mehreren Teilen, die durch Eisenschrauben zusammengehalten werden. Im Innern des Rades sind zwei sich kreuzende Balken, die in ihrem Schnittpunkte ein etwa faustgroßes Loch haben, durch das eine etwa vier Meter lange Fichtenstange geschoben wird, um das Gleichgewicht während des Laufes aufrecht zu erhalten.

Das Innere des Rades wird durch kleine Strohbündel ausgestopft, damit ein brennendes und nicht etwa nur ein „schwarzes" Rad vom Berge herabrollt. Früher waren die Räder mit Inschriften versehen, von denen sich einige im Volksmunde erhalten haben.

Im Sauerlande trägt jeder Junge beim Osterfeuer eine Fackel, meistens ein ausgedienter Reiserbesen; denn in den Besen „wohnen die Hexen". Man nimmt auch wohl eine junge Birke dazu, die der Schmied vorher mit dem großen Schmiedehammer „weich geklopft" hat, wofür er nach altem Brauch zwei Eier erhält. Dann wird das Bäumchen im Backofen gedörrt und wohl noch mit Petroleum getränkt. Unter Böllerschüssen und Glockengeläute wird das „Poskefüer" abgebrannt, und allenthalben schallt das Freudenlied zu Tal: „Christ ist erstanden von der Marter all."

Das Abbrennen von Osterfeuern wurde vielfach untersagt, so vom Großen Kurfürsten für die Grafschaft Mark, hundert Jahre später (1722) von dem Bischofe Clemens August (1719 bis 1761) für das Münsterland und wieder hundert Jahre später von der hessen-darmstädtischen Regierung (1802 bis 1816) für das Sauerland, und das nicht nur wegen Feuersgefahr und unnötiger Stroh- und Holzverschwendung, sondern wegen der vielen Exzesse und mutwilligen Mißbräuche, der unziemlichen Ausschweifungen, die damit verbunden waren. Auch der „Lauf der Räder" in Lügde wurde von dem Bischof Wilhelm Anton, Freiherr von Asseburg (1762 bis 1782), untersagt (2. April 1781).

Derartige Verbote mußten vielfach wiederholt und die für Uebertretungen festgesetzten Strafen erhöht werden, aber die Macht der Gewohnheit war stärker als die strengste obrigkeitliche Verordnung. Die oben beklagten Mißbräuche grober Art dürften jetzt zur Seltenheit geworden sein. Noch immer flammen im Lande der roten Erde die Freudenfeuer zu Ehren des Auferstandenen empor. Geben wir der alten Sitte auch wieder den alten Kern und lassen wir es meithin in alle Lande erklingen: „Christ ist erstanden von der Marter all."

Die Spanier, Lothringer und andere Kriegsvölker in der Mark im Jahre 1622.

Von Julius Büscher.

Von Steinen erwähnt in seiner Geschichte, Stück XIX S. 1885, den Gelehrten Professor Heinrich von Diest und sagte von ihm: „Er war bürtig von Altena, der Heilgen Schrift Doctor, erst reformierter Prediger zu Emmerich, hernach Professor in der Gottesgelahrtheit und der Hebräischen Sprache in Harderwick und endlich zu Deventer, da er den 17. Juni 1673 im 78. Jahr seines Alters gestorben . . ." Dieser Heinrich v. Diest war im Jahre 1622, als die Spanier und andere Kriegshorden in der Mark zu rauben und zu plündern begannen, vorübergehend in Altena und schrieb seinem Studienfreunde Johann Buxtorf, dem Sohne des Kamener Reformators Buxtorf, nach Basel, wohin dieser sich der Kriegswirren wegen begeben hatte, zwei bisher wohl weniger bekannte Briefe, in denen er die Kriegsgreuel in anschaulicher Weise schildert. Die Briefe entstammen einer im Jahre 1860 von der Familie Buxtorf in der Schweiz herausgegebenen Familienchronik. Zum besseren Verständnis der folgenden Briefe sei vorausgeschickt, daß zur Zeit der Entstehung der Briefe in Altena ein schwerer Streit zwischen den Calvinisten — Reformierte genannt — und den Lutheranern bestand, den die brandenburgische Besatzung der Burg, die dem brandenburg-reformierten Heerführer Christian von Braunschweig unterstand, vergeblich zu schlichten versucht hatte. Von Steinen berichtet ausführlich darüber. Doch nun zu den Briefen. Indem Heinr. v. Diest einleitend sein langes Stillschweigen entschuldigt, beginnt er klagend: „Seitdem der Spanier im Frühjahr unser Vaterland (Westfalen) — ach, wie schrecklich! — verheert hat, habe ich nirgends mehr festen Fuß fassen können. Unna, Kamen, Lauen (Lünen) haben sich ohne Widerstand ergeben. Der Kommandant von Altena macht hingegen lebhaft Ausfälle gegen den streifenden Feind. So wurde eines Tages eine Schaar von 150 geschlagen, fünf getödtet, viele wund gemacht und nicht wenige gefangen, ohne, daß Einer der Besatzung nur geschädigt worden; eine einzige feindliche Kugel schlug durch einen Hut. Im folgenden Frühmorgen rückte die Mannschaft, die Iserlohn genommen, heran und belagerte die Neue Altena drei Wochen, bis die Besatzung sich wegen Wassermangel ergab und abzog. Kriegshundige rühmen von dem Kommandanten, daß er sich tapferer erwiesen habe als die Besatzung von Jülich. Wir selbst halten dafür, daß Schießpulver sei ihm wie der Regen, und die Kugeln gleich wie Haselkörner vom Himmel gefallen worden. Indessen hat die Stadt selber schrecklich gelitten. Doch was die Lothringer, diese Feinde des deutschen Volkes, verübt, ist nichts gegen das Verfahren unserer Nachbarn (Lutheraner), derselben, die unser Brot essen. Als Calvinisten verraten, mußten wir, die kleine Zahl, die ärgsten Drangsale erdulden. Es hieß, die Calvinisten hätten denen in der Burg Waffen, Pulver, Brot, Wasser und anderes geliefert: besonders wurde die Mutter und der Bruder Simeon dessen beschuldigt. Ueber meinen Bruder Johannes, der in Kassel war, ist ausgesagt worden, er diene unter dem Herzog Christian von Braunschweig. Und ich, da ich, um mit der Gräfin von Limburg nach Dillebero ziehen zu können, von der Mutter ein Pferd verlangte, wurde verdächtigt, ich wollte Hülfstruppen herbeiführen. Deshalb erpreßten sie von meinem Bruder Simeon 100 Rthlr. und zwangen meine Mutter, mein Pferd dem Hauptmann zu schenken, diesem Grausamsten aller, der in unserm Hause sein Quartier hatte. Es hatte 60 Thlr. gekostet. — Der Braunschweiger ist abgezogen, und allerwärts haust schrecklich der Feind. Da siehst du, wie ich nirgends Ruhe habe finden können. Als der Spanier ins Land einfiel, bin ich nach Cleve gewichen, und da mir hier eine lesbische Stelle anerboten ward, oefiel es meinem heimlichen Vorgesetzten mich wiederum in die Mark zu berufen. Da erlebte ich die zweite Belagerung Altena's durch die Spanier, und wurde wiederum mitten in der Nacht genöthigt zu fliehen. Ich zog mit der Gräfin von Limburo nach Dillebero zur Beoräbniß ihrer erlauchten Mutter. Von da besuchte ich die Herborner Professoren. Hier ist bis Piscator, Alsted, Hermann, Pasor u. a. gar viel Rühmliches von deinem Vater gesprochen worden. Eine außerordentliche Professur im Hebräischen, die mir angetragen worden, zwar nicht gerade mit Pastors Zustimmung, lehnte ich aus Gründen ab. Auf dieser Reise scheine ich mir ein wahrer Hofmann geworden zu sein, so oft tafelte ich bei Grafen und hohen Hofräthen. Aus Nassauischen Erst zog ich noch Köln und schaute das Fest der Apotheose des Ignatius Loyola und Franz Xaver, der indischen Apostel. Einen herrlichern Romp kann es nicht geben. O, Götter! — So, lieber Bruder, lebe ich nach vier Berufungen wieder in Muße, des Sinnes, zur Mutter zurück-

zurückkehren bis dieser Sturm vorüber ist. Ach, könnte ich doch bei Euch sein! Ich bitte dich, mein Johannes, grüße mir alle gewissenhaft, besonders deine Mutter und deine Schwestern, deren ich noch immer gedenke, besonders wenn mich von Zeit zu Zeit mein Zeigefinger schmerzt, der, wie du weißt, von einer derselben eines Tages am Tische deines Vaters geschädigt ist. — Lebewohl.

Altena, 4. Juli 1622.

Heinr. v. Diest.

In dem zweiten Brief spricht von Diest im Anfang von rein persönlichen Angelegenheiten von nicht allgemeiner Bedeutung und fährt dann fort: „Euer letzter Brief hat mir nicht allein um der Liebe und des Wohlwollens willen Freude gemacht, die er für mich ausspricht, sondern auch wegen der soviel glücklichern Lage, in der Ihr Euch gegen uns befindet. Ich habe neulich geschrieben, daß mir eine Predigerstelle in der Stadt Rees am Rhein angetragen worden ist. Ich habe sie aus keinem Grunde abgelehnt, weil, wenn ich mich dem Predigerberufe widmen sollte, ich ihm im Vaterlande obliegen wollte. Doch das sollte nicht sein. Es tauchen Pläne auf zur Unterdrückung unserer Religion. Da und dort werden päbstlich Gesinnte eingesetzt und andere verdrängt, selbst Mönche werden an einigen Orten Kirchen untergeordnet. Dabei sehen Lutheraner ganz gleichgültig zu, indem sie ihre Sache für sicher und ungefährdet halten, und lassen den Kamm wachsen ob unserm Drangsal. Solchergestalt würde mir in diesen Zeiten und Umständen nicht gestattet werden, in unsern Kirchen als Prediger aufzutreten. Zudem droht uns Tag für Tag ein Einfall der belgischen Truppen, die in der Umgegend Kontributionen erheben, und in Jülich und Bergen frank und frei schalten und walten, Richter und Beamte, auch Kirchendiener absetzen, und die Reichsten gefangen wegführen. Und die Gefahr ist für uns um so größer, da die reformierten Brandenburgischen, die im Lande stehen, unsere Glaubensgenossen sind, und der Argwohn herrscht, sie würden von den Unsrigen herbeigezogen, obgleich die Brandenburgischen um des Glauben willen Niemanden geschont haben. In diesem Verdachte stehen wir auch bei den Lutheranern, da uns doch Ruhe und Frieden so ersehnt ist wie ihnen, und eben so lästig die Besetzung des Landes. Bei solchen Umständen habe ich beschlossen, das Vaterland zu verlassen und nach Belgien zu ziehen, sobald ich mit Empfehlungen an dortige Gelehrte versehen sein werde. Da ich nun keinen bessern Freund als dich habe und da zwischen dir und jenen Gelehrten die vertrauteste Gemeinschaft stattfindet, so bitte ich dich auf das Inständigste um brieftliche Empfehlungen an Erpenius in Leiden oder Gormarus in Gröningen. Sollte es dir auch gefallen, ein kleines Zeugniß über meine unter dir gemachten Studien beizufügen, so wäre mir dieses das Angenehmste. Ich schreibe dieses unter Wirren und Aengsten. Unerwartet rücken bei 200 kölsche Reiter ein! Die Feder entfällt der zitternden Hand. Sie sollen zum Glück nur durchziehen. Sie führen viele Pferde mit sich, die sie den Bauern weggenommen. Bei Vierzig müssen von diesen auch mitziehen mit Trinkgefäßen, um den Durstigen dienen zu können. Eine wahre Räuberrotte! . . ." —

So weit Heinrich v. Diest. — Möge unserer geliebten Heimat nie wieder ein Schicksal zuteil werden, wie es der Dreißigjährige Krieg ihr beschieden hat.

So'ck meck stelle.

Tirmen op em Brinke drank seck af un tau en Drüöppken. Dann passäire iäme lichte allerhand Spasseges. Pastoer Meyer te Lünsche wußte dat un stichelere gerne darüöwer, wann hai Tirmen drap. Tirmen konn owwer ock sticheln, dat woer de Pastoer gewahr. Aines Dages kwam dai am Brinke verbie. Tirmen stopd gerade in der Husdüör un krassere den Kopp. Dä Pastoer bleew staohn un reip: „Guten Morgen, lieber Tillmann! Nun, wie geht's?" — „So'ck meck stelle, Här Pastoer! Bu genk et Uh nuens, ot Jh de Schäse ümmeschmiettet un op de Nase stüötteret?" — „Guten Morgen, Tillmonn!" — „Gueden Muorgen, Här Pastoer!"

Aus der Bevölkerungsstatistik der Grafschaft Mark und des Kreises Hagen.

Unter den Mitteln, die einsichtsvolle Männer zur Beseitigung der schon lange bestehenden und anscheinend noch größer und drückender werdenden Arbeitslosigkeit empfohlen haben, ist nicht das unzweckmäßigste die Auswanderung; denn unsere Gegend ist für die heutigen Verhältnisse zu dicht bevölkert. Wenn man bedenkt, daß die neuzeitlichen Maschinen in den gewerblichen Betrieben und in der Landwirtschaft einen großen Teil einst benötigter Arbeiter nun entbehrlich machen und daß in Staaten, die früher von deutschen Firmen mit industriellen Waren beliefert worden sind, schon vor längerer Zeit deutsche Volksgenossen Fabriken in Betrieb gesetzt haben und deshalb diese Länder immer weniger deutscher gewerblicher Erzeugnisse bedürftig sein werden, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß solche günstigen Arbeitsgelegenheiten, wie sie vor dem Weltkriege hier bestanden, niemals wiederkehren werden. Die Bevölkerung hiesiger Gegend ist infolge der früher vorhanden gewesenen besseren Verdienstmöglichkeiten durch Zuzug aus den östlichen preußischen Provinzen, Hessen, Waldeck usw. derartig zahlreich geworden, daß der heimatliche Boden auch trotz bester Bearbeitung und Düngung nicht alle zu ernähren vermag, was in früheren Jahrhunderten noch möglich war. Wie sehr sich die Zustände in den letzten 200 Jahren geändert haben, lehrt ein Vergleich der Bevölkerungszahlen aus diesem Zeitraume. Nur wenige Menschen, die die volkreichen Städte unserer Gegend mit ihrem hoch entwickelten Fabrikwesen, den neuzeitlichen Verkehrs-, Beleuchtungs-, Vergnügungs- usw. Einrichtungen kennen, wissen, wie klein und unbedeutend diese früher gewesen sind. In 19 unten angegebenen märkischen Städten lebten im Jahre 1719 nur 20 719 Personen. Im Jahre 1765 hatten alle 22 Städte der ehemaligen Grafschaft Mark zusammen mit ihren 32 052 Menschen nur soviel Einwohner wie die heutige Stadt Lüdenscheid. Die Bevölkerung der märkischen Landgemeinden war in jener Zeit ungefähr doppelt so zahlreich als die der märkischen Städte. Im Jahre 1818 betrug die gesamte Einwohnerzahl der früheren Grafschaft Mark nur 209 744. Das schnelle Anwachsen derselben im 19. Jahrhundert zeigt folgende Zusammenstellung:

Jahr	Zahl der Einwohner
1818	209 744
1867	542 126
1885	1 209 068
1905	1 752 060

Die Bevölkerungszunahme in den märkischen Städten veranschaulicht nachstehende Uebersicht:

Einwohnerzahl in den Jahren

Städte	1719	1765	1867	1895	1910	1925
Altena	2 611	2 783	6 453	12 108	14 580	15 527
Blankenstein	267	291	—	1 633	1 600	1 879
Bochum	—	1 437	15 000	53 842	136 931	155 980
Brecherfeld	924	799	—	1 600	1 633	4 012*
Gevelsberg	—	—	—	10 709	18 942	20 465
Hagen	675	1 372	11 305	41 833	88 605	98 690
Haspe	—	—	—	10 154	28 480	25 631
Hamm	3 250	1 786	16 021	28 589	43 648	49 902
Hattingen	1 066	1 702	—	7 718	12 765	14 381
Herdecke	824	846	3 396	4 330	5 649	6 020
Hörde	452	745	8 297	18 638	32 791	34 533
Iserlohn	1 528	4 005	15 341	24 722	31 274	30 675
Kamen	1 413	1 058	3 578	7 561	10 754	20 465
Lüdenscheid	836	1 235	7 344	21 264	32 300	32 894
Lünen	1 238	972	3 000	5 685	10 530	23 733
Neuenrade	614	1 125	655	1 852	2 372	2 563
Plettenberg	749	933	1 994	4 134	5 980	7 005
Schwelm	1 042	1 378	5 490	14 716	20 438	21 316
Schwerte	899	1 124	4 018	9 892	13 702	16 450
Soest	—	3 863	11 970	15 407	18 466	20 842
Unna	1 469	1 749	—	12 355	17 377	18 475
Wattenscheid	875	632	3 518	15 853	27 648	62 161
Westhofen	474	564	—	1 909	2 000	2 883
Wetter	—	434	—	6 393	9 161	9 491
Witten	—	—	—	28 769	37 450	44 899

* Stadt- und Landgemeinde Brecherfeld.

Den Städten im nördlichen, ebenen Teile des märkischen Gebietes, namentlich Bochum, Wattenscheid, Witten, Hörde und Hamm, verhalfen die Kohlenzechen in ihrer Umgebung, die in Verbindung damit entstandenen bedeutenden Eisen- und Stahlwerke sowie die bequemen Schienen- und Wasserwege zu einer beträchtlichen Größe. Die zehn in der Nähe der Ennepemündung zusammenlaufenden Eisenbahnstrecken begünstigten Hagens Entwicklung zur Großstadt. Iserlohn und Lüdenscheid konnten sich einer für ihre Verhältnisse auffälligen Bevölkerungszunahme erfreuen, trotzdem beide abseits vom Hauptverkehr liegen. Im Gegensatz hierzu brachten es die noch mehr unter der Ungunst ihrer Verkehrsmittel leidenden Städtchen Brecherfeld und Neuenrade zu keinem nennenswerten Wachstum.

Im Kohlengebiet nahm auch die Einwohnerzahl auf dem Lande, besonders seit 1871, so sehr zu, daß aus früher wenig bedeutenden Landgemeinden große Städte geworden sind, wie folgende Zahlen beweisen:

Einwohnerzahl in den Jahren

Städte	1905	1915	1928
Gelsenkirchen	147 005	172 846	204 904
Wanne-Eickel	54 868	74 847	93 301
Herne	33 266	61 496	97 181
Kastrop-Rauxel			56 836

Sowohl bei den größten Städten als auch bei einigen Landgemeinden, wie Bochum, Hagen, Gelsenkirchen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß die hohen Einwohnerzahlen auch zum Teil in den Eingemeindungen benachbarter Orte ihren Grund haben.

Auch in fast allen Gemeinden des märkischen Sauerlandes ist die Bevölkerung mehr oder weniger zahlreich geworden. Ausnahmen sind die Gemeinden Waldbauer, Rönsal und Valbert, wo eine geringe Abnahme erfolgt ist. An der Enneper Straße wuchs zunächst 1874 Haspe mit einer Seelenzahl von 7 930 zur Stadt und 1885 folgte Gevelsberg mit 7792. Im Lennetal entwickelte sich am meisten Werdohl, das 1818 nur 988, im Jahre 1928 aber 12 249 Einwohner hatte.

Statistik zur Entwicklung Hagens seit 1871.

Gemeinden	1871 Haushaltungen	1871 Seelen	1882 Haushaltungen	1882 Seelen	1905	1925
Hagen	2 537	13 446				
Eilpe	541	2 635	5 495	27 881		
Wehringhausen	773	3 989				
Delstern	217	1 127			77 595	97 775
Eppenhausen	230	1 115	269	1 367		
Echesey	611	3 220	206	1 055		
Boele	464	2 610	997	5 039		
Fley	61	347	612	3 438	6 514	10 924
Halden	80	408	51	283	403	578
Herbeck	41	251	78	415	515	874
Holthausen	90	514	41	241	282	346
Vorhalle	211	1 257	103	553	884	933
Haspe	1 215	6 572	312	1 701	1 111	4 495
	7 071	37 491	1 539	7 876	19 813	25 621
			9 703	49 849	107 117	141 546

Es wurden eingemeindet:
1876 Eilpe und Wehringhausen,
1901 Echesey, Eppenhausen und Delstern,
1930 am 1. August Haspe, Vorhalle, Boele, Fley, Halden, Herbeck und Holthausen.

Die Bevölkerungszunahme im alten Kreise Hagen zeigen folgende Zahlen:

Jahr	Einwohner
1818	36 908
1839	63 708
1858	87 012
1871	109 201
1885	135 396

Weil der Kreis 1885 fast viermal soviel Menschen umfaßte als 1818, so hatte das am 1. April 1887 seine Teilung zur Folge, in den

Stadtkreis mit . . . 29 614 Einwohnern, den
Landkreis Hagen mit . 56 256 Einwohnern, den
Landkreis Schwelm mit 49 526 Einwohnern.

Der nach der Eingemeindung der Aemter Boele, Vorhalle und der Stadt Haspe in die Stadt Hagen vom Landkreis noch gebliebene Rest wurde am 1. August 1930 wieder mit dem Kreise Schwelm zum Ennepe-Ruhr-Kreise vereinigt.

Statistik zur Entwicklung der Gemeinden des früheren Landkreises Hagen.

Gemeinden	1871 Haushaltungen	1871 Seelen	1882 Haushaltungen	1882 Seelen	1905	1925
Brecherfeld	769	3 838	762	3 868	3 610	4 012
Dahl	313	1 679	314	1 643	2 298	3 225
Waldbauer	204	1 137	203	1 073	845	715
Amt Brecherfeld	1 286	6 654	1 276	6 584	6 753	7 952
Asbeck	103	510	88	422	524	514
Berge	112	640	119	678	701	773
Esborn	250	1 397	227	1 255	1 411	1 455
Grundschöttel	199	1 073	211	1 150	1 560	2 774
Silschede	187	1 084	204	1 123	1 597	1 732
Volmarstein	224	1 090	268	1 345	1 765	2 477
Wengern	309	1 710	360	1 831	2 093	3 008
Amt Volmarstein	1 384	7 504	1 477	7 804	9 651	12 733
Amt Bommern	423	2 580	496	2 676	3 922	4 185
Stadt Wetter	554	2 933	1 370	7 091	9 164*	9 491
Amt Ende	481	2 548	464	2 631	3 516	3 398

* Im Jahre 1910.

Nach ihrem Religionsbekenntnis gliederten sich die Bewohner des ehemaligen Kreises Hagen in folgender Weise:

Jahr	Evangelische	Prozent	Katholische	Prozent	Sonstige
1825	46 112	90,78	4 558	8,96	152
1880	103 579	82,84	20 187	16,45	1 257
1905	171 560	75,8	50 817	22,45	3 908

Auf dem jetzigen Gebiete der Stadt Hagen wohnten:

Jahr	Evangelische	Prozent	Katholische	Prozent	Juden	Sonstige
1880	33 273	70,72	13 348	28,37	360	65
1930	91 164	61,7	50 228	34	679	5 699

P. D. Frommann.

Die alte Kirche auf Hohensyburg.

II.

2. Aus der Geschichte der Kirchengemeinde Westhofen-Syburg.

Im Jahre 777 hielt Karl der Große in Paderborn einen Reichstag ab, der zugleich eine Synode für geistliche Angelegenheiten war. Ein für das Christentum besonderes Ereignis war es, als der von den Römern arg mißhandelte flüchtige Papst Leo III. (795 bis 816) im August 799 bei Karl in Paderborn eintraf, ein Ereignis auch von weltgeschichtlicher Bedeutung insofern, als diese Zusammenkunft den Anstoß gegeben hat zu der ersten Erneuerung des abendländischen Kaisertums und der ganzen römischen Reichsherrlichkeit deutscher Nation. Nachdem Karls Krieger, mit erhobenen Schwertern auf ihren Knien liegend, geschworen hatten, den Papst nach Rom zurückzuführen, begaben sich der Ueberlieferung nach König und Papst mit ihrem Gefolge in das Ruhrtal, nach der Sigiburg, wo der König an altheidnischer Opferstätte zu Ehren Gottes als Dank für die seit 775 errungenen Siege eine Kapelle hatte errichten lassen, die der Papst am Tage vor Weihnachten im Beisein von 365 (nach anderen 416) Patriarchen, Bischöfen, Aebten und Priestern einweihte und dem Schutze des Apostelfürsten Petrus unterstellte. Das Weihwasser wurde dem in der Nähe quillenden „Petersbrunnen" entnommen, der einer frommen Sage nach dadurch geheiligt wurde und viele Kranke gesund machte. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in eine kritische Würdigung dieser Ueberlieferungen einzutreten. Wir wollen hier nur auf die unbestrittene Tatsache hinweisen, daß Leo bis zum Herbste bei König Karl verweilte und dann mit einem Gefolge von fränkischen Bischöfen und Kriegern nach Rom zurückkehrte, wo er am 29. November 799 unter Hymnengesang nach St. Peter geleitet wurde. Die Häupter der Verschwörung, namens Paschalis und Campulus, wurden von Karls Sendboten zum Tode verurteilt, eine Strafe, die Karl bei seiner Anwesenheit in Rom am 1. Dezember 800 bestätigte, auf Bitten des Papstes jedoch in lebenslängliche Verbannung nach Byzanz umwandelte (Mansi coni. XIII., 1044).

Geschichtlich ist, daß Hohensyburg bis zur Reformationszeit, über denen Einführung nichts bekannt ist, ein berühmter Wallfahrtsort war. Der heilkräftige Petersbrunnen und mehrere wertvolle Altertümer, die von dem reformierten Prediger Luermann um 1590 beseitigt wurden, dürften den Grund dieser Auszeichnung gebildet haben. So waren in der Kirche das Haupt der heiligen Barbara und darin eine Bulle Leos III., sowie zwei große Stücke Gold. Das Haupt kam in den Besitz eines jüdischen Herrn von Oppenheim, der es dem Kurfürsten von Köln schenkte. Dieser übergab es dem Minoritenkloster in Köln. Der Name der Märtyrerin Barbara, die als eine besondere Patronin der Sterbenden gilt, wurde durch die Andacht in Syburg weit verbreitet. Eine ganze Anzahl von ihr geweihten Kirchen und Kapellen in Westfalen legt Zeugnis davon ab. In der erwähnten Bulle aber versprach Papst Leo den andächtigen Verehrern des „gebenedeiten Hauptes der heiligen Barbara" einen Ablaß auf den Markustag (v. Steinen, Westf. Gesch. I., St. VI, S. 1603. — Rolevinck, de laude veteris Saxoniae, ed. Troß, p. 196). Wer um den Markustag herum acht Tage lang in der Kirche zu Hohensyburg opferte, beichtete und in dem nahen Petersbrunnen sich wusch, der hatte einen großen Ablaß. In der Dortmunder Chronik wird erzählt, daß am St. Markustage des Jahres 1297 die ganze Stadt Dortmund abbrannte, während die meisten Bürger auf einer Wallfahrt nach Hohensyburg waren. In dem Hause neben dem Petersbrunnen, das „Kloster" genannt wurde, müssen wohl während der Wallfahrtszeit Mönche gewohnt haben, die die Gottesdienste leiteten; denn ein wirkliches Kloster ist auf Hohensyburg nie gewesen. Papst Leo III. soll in Rheinland und Westfalen eine Menge Kirchen eingeweiht haben. Häufig ist es bloße, durchaus unverbürgte Sage, die der eine Chronist dem andern zum Lobe seiner Kirche nachgeschrieben hat. Mitunter werden auch Leo III. und Leo IX. (1049 bis 1054) verwechselt (Binterim und Mooren, Erzdiözese Köln, I., S. 26, 166, 170). Noch im 18. Jahrhundert aber kam ein reicher Italiener nach Syburg, dem als Buße auferlegt worden war, die sieben ältesten Kirchen im römischen Reiche zu besuchen. Nachdem er dreimal auf den Knien um die Kirche gerutscht war, und in dem Wasser des Petersbrunnens sich gewaschen hatte, gab er das Geld, das für Messen bestimmt war, den evangelischen Armen der Gemeinde. Eine über der Sakristeitür angebrachte kupferne Tafel, die die Heiligtümer der Kirche und ihre Ablaßkraft in eingegrabener Schrift auffführte, hat der Nachfolger des noch unbekannten Reformators von Syburg, Pastor Luermann, entfernen lassen.

Infolge der wachsenden Seelenzahl reichte das Kirchlein bald nicht mehr aus. Es wurde deshalb im Jahre 1169 an derselben Stelle ein Neubau aufgeführt, der etwa im 14. Jahrhundert durch das spätgotische Chor erweitert wurde. Erzbischof Adolf von Köln schenkte im Jahre 1205 das Patronat über die Kirche zu Syburg den Grafen zu Isenburg, von denen es auf deren Nachkommen, die Grafen von Limburg, übergegangen ist.

Die Kirche in Syburg war Pfarrkirche der Gesamtparochie. In Westhofen war nur eine Kapelle mit einer Vikarie, die der Familie von Spiecheren gehörte. Den Gottesdienst hielt ein Vikar, der das Pfarrhaus in Syburg so baufällig geworden war, daß es nicht mehr benutzt werden konnte, übertrug der Herr von Spiecheren am 17. Mai 1590 dem Pastor Luermann auf Syburg auch die Antonivikarie zu Westhofen unter der Bedingung, daß er im Vikarienhause wohne und die Kapelle mitbediene. Lange Zeit hat der Pastor von Syburg in Westhofen gewohnt und beide Aemter verwaltet. Das blieb auch so, als Ende des 16. Jahrhunderts die Kapelle zu Westhofen vergrößert und zur Pfarrkirche erhoben wurde. Anfänglich wurde in Syburg nur sechsmal und später zwölfmal jährlich Gottesdienst gehalten. Nach Bädeker-Heppe (Geschichte d. Ev. Gem. d. Grafsch. Mark, S. 68) wurde seit dem Jahre 1777 in den sechs Sommermonaten je um den vierten Sonntag in der Kirche zu Syburg Gottesdienst gehalten.

Die jetzige Kirche in Westhofen wurde in den Jahren 1833 bis 1836 neu gebaut. Als hier die Seelenzahl sich mehrte, bat man 1892 um einen Hilfsprediger für Syburg. Wie der verstorbene Generalsuperintendent D. Nebe (Jahrb. f. d. Ev. Kirche d. Westf., V. S. 69) berichtete, wurde am 4. Oktober 1895 beschlossen, die alte Vikarie zur zweiten Pfarrstelle zu erklären und dem zu wählenden Pastor den Wohnsitz in Syburg anzuweisen. Diese zweite Pfarrstelle wurde aber nicht besetzt, weil die Syburger nicht wollten, daß die Gesamtvertretung ihnen durch die Wahl einen Pfarrer aufzwinge, den sie nicht wollten. Nach langen Verhandlungen, die namentlich auch die schwierige Vermögensstellung betrafen, kam man endlich zu dem Ziele, daß durch Urkunde vom 19. und 24. Juni 1897 Syburg und Buchholz von Westhofen abgetrennt und zu einer selbständigen Kirchengemeinde erklärt wurden; hierbei wurde die im Jahre 1895 errichtete, aber bisher nicht besetzte zweite Pfarrstelle von Westhofen nach Syburg übertragen. Syburg zählt jetzt etwa 750, Westhofen 2500 Einwohner.

Schon seit einer Reihe von Jahren waren Bestrebungen zur längst notwendigen Wiederherstellung des alten Gotteshauses im Gange, die aber immer wieder hinausgeschoben wurden, weil das Finanzministerium sich nicht entschließen konnte, die auf den Staat entfallenden, nicht einmal beträchtlichen Mittel zu bewilligen. Schon das hohe Alter dieses Baues mit seiner schlichten und lichten Weiträumigkeit hätte auch staatlicherseits Bewilligungsfreudigkeit auslösen müssen. Mag man auch von einer großen Vergangenheit heute wenig wissen wollen und die Losung uns entgegenklingen: „Nicht mit dem Antlitz nach rückwärts marschieren!" — es bleibt doch dabei: Eine große Vergangenheit ist der Stolz der Heimat, und die treue Pflege der Erinnerung ist die unverbrüchliche Gewähr einer siegesfrohen Zukunft. Recht sinnig nennt Pfarrer Lic. O. Stein (Rheinisch-Westfäl. Ztg., 1930, Nr. 587) die Syburger Kirche mit ihrem romantischen Kirchhofe das schönste dieser Art in Westfalenland, eine stimmungsvolle Elegie auf die Vergänglichkeit, um dann fortzufahren: Der Bergabhang, an den der alte Turm sich anlehnt, hilfesuchend, wie der hinkende Petrus auf dem Kirchenbilde, hat in seiner Oedheit und Verlassenheit einen alpinen Charakter. Ein weiteres Blickfeld über Berg und Tal tut sich dem Höhenwanderer auf, der in Wintertagen schnell ein schützendes Dach im tiefergelegenen gastlichen Ort aufsucht, wenn das Bergskreichlein als Wächter des Dorfes sturmumdonnert und in Eiseskälte dasteht, Jahrhundert um Jahrhundert überdauernd.

Künstlerisch bietet der Bau nicht allzuviel, aber doch genug, das erhaltungswert ist. Die Wiederherstellung im Jahre 1930 bezog sich zunächst auf den Ersatz der alten Holzkanzel durch eine dem Ganzen sich gut einfügende Rundkanzel am Triumphbogen. Der hinkende Petrus, von Professor Pfannschmidt an die Wand oberhalb der Sakristeitür gemalt, ist ein vielversprechender Anfang, hoffentlich nur ein vorläufiger Abschluß einer reichgeplanten Bemalung der großen, freien Kirchenwände. Das Geld ging aus. Das ist zur Zeit epidemisch. Der Künstler zog wieder fort und hinterließ ein Stückwerk, das als solches in seiner Vereinsamung nicht recht befriedigen kann. Stein meint: „Melleicht sähe man es lieber in der Turmhalle, als Heldenehrung gemalt inmitten der 44 gefallenen Helden. Auch sichert eine Bronzetafel das Gedächtnis an die toten Brüder dauerhafter als jene aus gefandeltem Holze hergestellte Erinnerungstafel an der nördlichen Innenwand der Kirche. Die Turmhalle eine Heldenhapelle! Beim Kirchgang würde die Gemeinde zunächst der verewigten Helden gedenken und ihre Namen grüßen", nachdem sie vorher mit ihren Lieben auf dem die Kirche noch umgebenden Friedhofe liebevolle Rückspracht genommen haben. Der prächtige neue steinerne Hochaltar paßt sich der Spätgotik des sichtvollen Chorraumes gut an. Nachtvoll ragt das Holzkreuz auf inmitten zweier Kerzenleuchter aus Weißbronze. „Eins ist not", so leuchtet uns vom Altarblatt eine Inschrift in goldenen Lettern entgegen. Von den drei neuen Chorfenstern, aus bunten Glas, splittern kaleidoskopartig zusammengesetzt, meint Stein, daß sie wenig erfreuen werden, da sie das Auge beunruhigen und verwirren. Einem lange gehegten Wunsche ist dadurch Rechnung getragen worden, daß man die ältesten Grabsteine des Friedhofes, die von den Geschlechtern berichten, die hier ein- und ausgingen, an der Chorwand aufgestellt hat. Auch das würde Heimatpflege bedeuten, wenn man, soweit es nicht schon geschehen ist, die noch lesbaren Inschriften drinnen und draußen abschreiben würde, um sie der Familienforschung zu sichern. Teilweise sind die alten Grabplatten kunstgeschichtlich bedeutsam und für den Heraldiker wertvoll. Das gilt insonderheit von den lange als Fußbodenbelag verwendeten Denksteln im Chor aus den Familien von Syberg, Pöppinghaus, Werminghaus, dann aber auch von manchen Grabplatten auf dem Friedhofe selbst, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen. Die ältesten davon sind